

res pauschal gebuchten Reisepakets in Anspruch. Schätzungsweise 30 000 Mädchen unter 16 vermarkten ihren Körper in Bangkok. Auf den Philippinen prostituieren sich nach offiziellen Angaben 20 000 Jugendliche zwischen 7 und 15.

Da das Gesetz dort inzwischen Pädophilie hart bestraft, sind die Preise gestiegen. Auch Polizisten profitieren da-

von: Wenn sie einen Touristen in flagranti ertappen, bieten sie an, die Sache gegen Geld niederzuschlagen.

Der am Deal beteiligte Straßenjunge kann dabei das Vierfache dessen heraus schlagen, was ein Freier normalerweise als Liebeslohn bezahlt. Dennoch sind auch jene Kinder, die sich auf Geschäfte mit Polizisten einlassen; ständig deren Willkür unterworfen. Jederzeit kann ein

Straßenkind wegen „illegaler Arbeit“ verhaftet werden.

Allenthalben toben sich staatliche Ordnungshüter, die eigentlich die Schwachen schützen sollen, an den heimatlosen Kindern aus. Wer nicht schmiert, wird verprügelt und gefoltert. Oder er wird im äußersten Fall – wie in Brasilien, Kolumbien und Guatemala – sogar getötet.

„Man muß diese Kinder töten“

SPiegel-Redakteurin Helene Zuber über Straßenkinder in Brasilien und Kolumbien

Simon Bolívar, Befreier vom Joch der spanischen Kolonialherren, steht in der Altstadt Bogotás auf einem Platz von gigantischer Weite, der seinen Namen trägt. Er schaut auf die Kathedrale mit den verschnörkelten Türmen, die gelblich im Sonnenlicht blitzen, auf das Kapitol, wo das Parlament tagt, das Rathaus, wo die Unabhängigkeit Kolumbiens erklärt wurde. Und er blickt auf den Kardinalspalast.

Bis heute ist die Plaza Bolívar das politische Herz Kolumbiens – nebenan sitzt der Präsident in seiner Residenz, einem klassizistischen Bau mit von Doppelsäulen aus Marmor getragenen Portal. Eine Prachtgegend.

Doch nur fünf Querstraßen weiter südlich beginnt die Calle del Cartucho, die sogenannte Patronenstraße, wo sich gern Drogenhändler und Polizisten Schießereien liefern. „Hoyo“ (Loch) nennen die Kolumbianer so eine Gegend. Hier brodeln Elend und Gewalt, blüht der Handel mit Drogen.

Kleine Gestalten schleppen Müllsäcke, unter denen sie fast verschwinden, durch die Patronenstraße. Kinder in Lumpen schieben Karren, beladen mit Unrat. Mit bloßen Händen wühlen Jungen in Bergen von stinkendem Abfall, klauben Plastik, Papier, Dosen und Flaschen heraus. Ihre Gesichter sind schmutzverklebt.

In einem Hinterhof zwischen grauverschmierten Mauerresten wiegt Don Abelardo, mit einem Plastikhelm auf dem Kopf, die sortierten Bündel der Müllsammler ab. Er entlohnt sie mit ein paar Pesoscheinen. Bei ihm machen Heerscharen von Kindern den Dreck der Hauptstadt zu Geld für eine Suppe, für Schnaps oder Basuco, das kolumbianische Crack. In Hauseingängen hängen dreckgeschwärzte Kreatu-

ren herum, trinken und bieten Kunden aus den Armenvierteln schmutzige Gegenstände an, die sie aus dem Abfall gezogen haben. In der Gosse liegen Kinder wie Tote – sie schlafen ihren Basuco-Rausch aus.

Ganze Familien überleben durch wohlorganisiertes Verwerten dessen, was begüterte Bewohner der Hauptstadt wegwerfen. Und zu Don Abelardo ziehen massenhaft Kinder, die allein in den Straßen der Hauptstadt ums Überleben kämpfen.

Solche obdachlosen Kinder sind allgegenwärtig in Lateinamerikas Metropolen: Das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, Unicef, rechnet mit 25 bis 40 Millionen Kindern, die auf den Straßen dieses Halbkontinents arbeiten und leben – so viele wie in keinem anderen Erdteil.

Kriminalisierung dieser jungen Obdachlosen ist für Lateinamerikas Geld-Elite die einfachste Art, das Problem der Armut zu verdrängen. In letzter Konsequenz ist dann auch zu hören: „Man muß diese Kinder töten, weil sie in Zukunft Mörder, Gangster und Drogenhändler sein werden.“ So beschreibt eine Vertreterin der vor fünf Jahren gegründeten Nationalen Bewegung der Straßenkinder aus Rio die Stimmung in der brasilianischen Gesellschaft.

Die Angst um den Besitz entläßt sich unterdessen in Gewalttex-



Straßenjungen in Bogotá, Beute: „Wir sind die einzigen Überlebenden“



Jugendliche Opfer einer Todesschwadron in Rio: Aufräumen mit einer neuen Generation von Armen

zessen bezahlter Mörderbanden, sogenannter Todesschwadronen, gegen minderjährige Habenichtse. Öffentlich sprach der Vorsitzende des Verbands der Einzelhändler von Rio vor kurzem aus, was viele seiner Standesgefährten insgeheim denken mögen: „Wer einen Pivete – einen Straßenjungen – umbringt, erweist der Gesellschaft einen Dienst.“

„Ich habe Angst vor der Polizei, nicht vor den Gangstern“, sagt deshalb der 14jährige Roberto da Silva aus Rio, der mit einer Bande von Kindern vor der Snackbar „Bob’s“ im vornehmen Viertel Ipanema schläft. Nach Hause, in die Favela Madureira, kann er nicht mehr zurückkehren, weil er mit ansah, wie eine Todesschwadron seinen 16jährigen Bruder umbrachte. Seither ist auch sein Leben in Gefahr, denn die Mörder verfolgen jeden Zeugen ihrer Taten.

492 Minderjährige wurden im vergangenen Jahr allein in Rio ermordet. Amnesty International warf den brasilianischen Behörden vor, sie verletzten die grundlegenden Menschenrechte, statt sie zu garantieren: „Arme Kinder setzen ihr Leben aufs Spiel“, heißt es in dem Bericht, „einfach dadurch, daß sie sich in den Straßen aufhalten.“

Nirgendwo in der Welt wird auf Kinder derart Jagd gemacht wie in Lateinamerika. In Kolumbien zählt man die Leichen von Minderjährigen gar nicht erst geson-

dert, weil täglich Dutzende unidentifizierte Tote in Massengräbern verscharrt werden. In Guatemala gibt sogar der Chef der Nationalpolizei zu, daß seine Leute Straßenkinder gefoltert und ermordet haben. Mordattacken durch Ordnungshüter sind nur der brutalste Ausdruck einer Haltung den Straßenkindern gegenüber, wie sie in ganz Lateinamerika verbreitet ist: Weg mit der neuen Generation von Armen.

„Os miseráveis“, die Miserablen, überschrieb das politische Magazin *Veja* aus São Paulo eine Titelgeschichte über Brasilianer, die auf der Straße leben. Sie würden nicht länger bloß als „ästhetisch unangenehm“ gesehen, konstatierte der Report, sondern sie verwandelten sich „in eine der schlimmsten Plagen der sozialen Apartheid, die es in Brasilien gibt“.

Apartheid – das bedeutet für Lateinamerika weniger Rassentrennung als die scharfe Spaltung in Reich und Arm. Nirgendwo auf der Welt ist sie so kraß. Abgerutscht in Armut sind inzwischen beinahe zwei Drittel aller Lateinamerikaner – 270 Millionen.

Im Alter von zehn riß João aus dem Nordosten Brasiliens von zu Hause aus. Sein Vater, ein Trinker, vertrimmte ihn mit Holzlatten oder der bloßen Faust – jahrelang. Inzwischen ist der stämmige Schwarze 17 Jahre alt und selbst zum

Gewalttäter geworden. In den Straßen von Recife versorgt er sich durch bewaffnete Raubüberfälle. „25mal bin ich schon aus dem Knast ausgebrochen“, sagt er grünelnd.

Joãos Laufbahn ist typisch für viele lateinamerikanische Straßenkinder. Nur wenige sind Vollwaisen. Meist ist ein einschneidender Vorfall Auslöser für die Flucht aus dem Elternhaus: in Joãos Fall die Zigarette, die ihm der Vater eines Tages in den Arm brannte. „Ich haute ihm ein Stuhlbein über den Kopf und rannte weg“, erzählt João.

Väter, die sich nutzlos fühlen, weil sie die Arbeit verloren haben, und überlastete Mütter wissen sich oft nicht anders zu helfen, als ihre Aggressionen am Nachwuchs auszulassen. Absturz ins Elend bringt die Rollenverteilung in der Familie durcheinander.

Wenn lateinamerikanische Männer ihre wichtigste Legitimation als Familienvorstand einbüßen, weil sie die Ihren nicht mehr versorgen können, gerät ihr Selbstvertrauen in die Krise. „Über kurz oder lang fühlt sich ein Mann schuldig, wird depressiv, fängt an zu trinken und zu prügeln, läßt schließlich die Familie im Stich“, erklärt der Soziologe Norberto Liwski, Präsident der Argentinischen Gesellschaft des Kindes, den psychologischen Prozeß nach dem Verlust des Arbeitsplatzes.

Auch der Vater der 16jährigen Rose aus Diadema, einer für ihre Gewaltzene berühmten Satellitenstadt von São Paulo, machte sich eines Tages davon. Sie und ihre drei Geschwister Ronaldo, 15, Rosana, 14, und Waldir, 9, landeten auf der Straße. Die Mutter, Angela Ferreira, 30, arbeitet gelegentlich als Putzfrau, wenn sie gerade nicht betrunken ist.

Um ihren Lebensunterhalt zu sichern, schickte Angela die Kinder zum Bonbonverkaufen ins Zentrum von São Paulo. Jedes der Kinder kann pro Tag bis zu 1000 Cruzeiros (fast fünf Mark) verdienen – der Lohn für einen Tag Putzen.

So hörten die Geschwister nach und nach auf, die Schule zu besuchen. Bald blieben sie auch nachts draußen, weil der Heimweg nach Diadema zu weit war. Am Wochenende kommt die Mutter mit dem Bus in die Stadt – zum Kassieren.

Rose schloß sich einer Bande an, der Turma da Praça Tomas Edson, deren Revier die Wall Street von São Paulo ist, die wolkenkratzergesäumte Avenida Paulista. Hierher, wo der Quadratmeter Grund 10 000 Dollar wert ist und wo internationale Banken ihren Sitz haben, zieht es viele Straßenkinder. Die Passanten kaufen ihnen Süßigkeiten ab und sind bequeme Opfer – in dem Menschengemümel der belebten Meile können Diebe leicht untertauchen.

Beim Bonbonverkaufen lernte Rose die Anführerin der Turma, Andréia, kennen. So wurden die zehn Bandenmitglieder ihre neue Familie und die 18jährige ihre Ersatzmutter. Abends treffen sich alle beim Denkmal des Erfinders der Glühlampe. Auf dem Sockel rollen sie dicke Wollumpen aus und kuscheln sich zusammen.

Die neuen Freunde brachten Rose das Schnüffeln von „cola“, Schusterleim, bei, um den Hunger zu betäuben. Oder um im Rausch die Angst vor dem Stehlen zu vernebeln. Schusterleim ist das Rauschgift der brasilianischen Straßenkinder. Er ist billig. Ein Literkanister, portionsweise umgefüllt in Becher, Flaschen oder Plastikbeutel, reicht für die Gruppe als Tagesration. Der Kleber mit dem stechenden Geruch wird zum ständigen Begleiter, zum Tröster. Doch die giftigen Dämpfe zerstören die Gehirnzellen, ruinieren in wenigen Jahren die Atemwege.

In Kolumbien, dem Land der größten Kokainkartelle der Welt, rauchen schon die „chinos“ (kleine Straßenjungen) Basuco – eine teuflische Mischung, die

Crack harmlos erscheinen läßt: Kokainpaste, verschnitten mit Benzin, Aceton, Talkum-Puder oder Mehl.

Mittags gegen zwölf hat Franky Ramirez, 18, in einem Hauseingang seinen Basuco-Rausch ausgeschlafen. Er ist der Chef der Gallada de la 19, einer Bande von Jugendlichen, die auf der belebten Einkaufsstraße Avenida 19 in Bogotá operiert. Die anderen sind schon unterwegs. Nur Neida, seine Freundin, räkelt sich noch unter der dicken Tuchjacke, die gegen die Nachtkälte in der 2600 Meter hoch gelegenen Stadt nur notdürftig schützt.



Straßenmädchen Neida, Bruder José
Dumpf im Kopf



Straßenkinder-Boß Franky
Im Traum Juwelendieb

Neida hat vor vier Monaten ein Baby bekommen. Ein paar Wochen war sie bei ihrer Mutter geblieben, doch dann hatte sie Sehnsucht nach Franky. Das Kind ließ sie einfach zu Hause, seitdem hat sie es nicht mehr besucht. Neida lächelt immer. Sie ist etwas dumpf im Kopf vom Straßenleben. Früher hat sie versucht, Eis zu verkaufen. Aber andere Gamines – so werden die Straßenkinder von Bogotá genannt – haben ihr die Ware gestohlen. Jetzt sorgt Franky für sie. Er hat ihr sogar die Pille gekauft.

Neidas Vater ist nicht begeistert vom Chef der Gallada de la 19. Vor ein paar Tagen hat er Franky ein Messer in die

Brust gerammt, weil der seine jüngste Tochter verdorben habe. Die anderen drei Mädchen der Familie bekamen ebenfalls ledig Kinder. Doch sie arbeiten wenigstens als Hausangestellte, sind arm, aber ehrlich.

Frankys Traum ist es, ein berühmter Juwelendieb zu werden. Vorläufig besteht sein Tagwerk darin, Passantinnen Goldketten vom Hals zu reißen, Uhren, Finger- und Ohrringe abzuziehen oder Brieftaschen zu schnappen. Manchmal raubt er ein Auto aus. Zwei Menschen hat Franky bereits auf dem Gewissen. „Wir sind die einzigen Überlebenden“,

beschreibt er den Kampf auf der Straße. „Von 200 Gamines sind an der Avenida 19 nur wir 10 übrig.“

Auch Frankys jüngerer Bruder Carlitos, 15, gehört zur Gallada. Doch er möchte nicht so enden wie die älteren Bandenmitglieder: nicht wie ein Franky, ausgezehrt von den Drogen, immer in Todesangst, und nicht wie Repezuña, ein harter Basuco-Abhängiger, der eben erst, zum 25. Mal, bei einer Messerstecherei festgenommen wurde und im Gefängnis steckt.

Carlitos achtet auf sich, gibt die abgeschabte Cordhose und das karierte Hemd zum Waschen und schläft in einer Absteige, wenn das Geld reicht. An der Avenida 19 bewacht er geparkte Autos für eine Handvoll Wechselgeld – natürlich beklaut er die Wagenhalter. Aber er nimmt keine Drogen, will zurück zur Schule.

Die meisten der schätzungsweise 5000 Gamines von Bogotá stammen aus den „tugurios“, den Slums im Süden. Die Armesiedlungen wachsen die Berghänge empor – und geraten so in das Blickfeld der reichen Bewohner in den modernen Appartementhäusern an den begrünten Hängen der Kordillern. Dort liegen auch

die gutbewachten Villen der Kaffeebarone und Kokainkönige.

In den Süden, nach Ciudad Bolívar zu, verweigern Taxifahrer den Transport aus Angst um ihren Wagen. Hier gibt es keine geteerten Straßen mehr, leben eine Million Menschen in Verschlägen aus Holz, Blech oder Pappe.

Solche Elendsgürtel umzingeln überall in Lateinamerika die Großstädte. Sie dehnten sich besonders während der achtziger Jahre durch gigantische Zuwanderungswellen der Landbevölkerung aus.

Auch Marianes Familie verließ das Heimatdorf im kargen Sertão im Nord-

osten Brasiliens, vertrieben von einer Jahre anhaltenden Dürre. Die inzwischen 16jährige Mulattin mit der blonden Mähne – ererbtes Überbleibsel einer kurzen Phase holländischer Kolonialisierung – landete in der Provinzhauptstadt Recife auf dem Babystrich.

„Zuerst haben die Eltern mich und die fünf Geschwister betteln geschickt“, sagt Mariane. Ihre grünlichen Augen sind ganz verdreht vom Schusterleim, den sie schnüffelt, um ihr Los zu vergessen. Seit sie elf ist, kennt sie die Männer.

Zur Nacht trifft sich Mariane mit anderen Kindern auf der Praça Joaquim Nabuco nahe am Fluß. Auf dem grauen zertrampelten Rasen rings um ein Standbild des Sklavenbefreiers Nabuco lagern die Skla-

ven des Brasiliens von heute: obdachlose Familien, Bettler, Straßenhändler, Prostituierte.

Eine Horde Kinder mit verfilzten Haaren rollen Pappunterlagen zum Schlafen aus. Alle halten die Klebstoffflasche vor Mund oder Nase. Die Jungen sind vom Straßenleben gezeichnet. Viele haben tiefe Ringe unter den Augen, sind ausgemergelt, haben kaum noch Zähne. Doch zu Clownerien sind sie allemal aufgelegt und improvisieren eine Samba.

Die Mädchen dagegen wirken wie ausgelöscht. Ihre Arme und Beine, sogar die Gesichter sind übersät von schlecht verkrusteten Wunden. Wenn sie sich das Hirn mit Kleber vernebeln haben, schneiden sie sich mit Rasierklingen. Statt wie die Jungen auf andere loszugehen, richten die Mädchen ihre Aggression gegen sich selbst.

Meninha hat sich zuletzt vor zwei Tagen wieder die Pulsadern aufgeritzt. Seit sechs Jahren bringt sich die krauslockige Schwarze in Recife mit Prostitution durch. Die 18jährige im knappen neonrosa Stretchkleid kann nur noch männlichen Abschaum als Kundschaft gewinnen – so sehr ist ihr Körper schon verunstaltet. „Wenn man sich's in den Kopf setzt, kommt man raus aus dem Scheißleben“, behauptet sie dennoch.

Eine Zeitlang besuchte Meninha die „Casa de Passagem“, ein Haus im Zentrum von Recife. Dort finden minderjährige Prostituierte tagsüber Zuflucht, können essen, aber auch lesen und



Straßenkinder in Santiago: Die Mädchen sind wie ausgelöscht



Junge beim Leimschnüffeln
Der Tröster zerstört das Gehirn

schreiben lernen. Aber als Meninha, vollgepumpt mit Marihuana und Tabletten, immer wieder andere Mädchen verprügelte, war auch diese letzte Zuflucht für sie versperrt.

Anders als Jungen zögern Mädchen sehr lange, bevor sie ihr Zuhause verlassen. Unter den Straßenkindern in Lateinamerika wird der Anteil von Mädchen auf allenfalls 30 Prozent geschätzt.

Die meisten jugendlichen Prostituierten wurden zu Hause vergewaltigt – vom Vater, Bruder, Onkel oder Nachbarn. Sehr oft gibt die Mutter der Tochter die Schuld und verstößt sie. Mädchen erleiden mit zehn, zwölf Jahren „ihren psychologischen Tod“, erklärt Ana Vasconcelos, Leiterin der „Casa de Passagem“. Sie fühlen sich schmutzig ihr Leben

lang. Sie sind Gefangene in einem Körper, den sie abzulehnen gelernt haben. Sie müssen ihn dafür bestrafen, daß er ihnen Geld einbringt. Deshalb schlitzen Mädchen wie Meninha ihre eigene Haut auf, die sie zu Markte tragen.

Die Lebenserwartung eines Straßmädchens in Lateinamerika ist nur 21 Jahre. Wie viele von ihnen schon an Aids erkrankt sind, weiß niemand. Ester Castaño, Oberin des Ordens der Anbetungsschwester in

Bogotá, hat schon viele Mädchen betreut, die „mit 18 Jahren bereits vier Abtreibungen hinter sich haben“ – bei Kurpfuschern in schmutzigen Löchern, weil Schwangerschaftsabbruch hier wie überall im vorwiegend katholischen Lateinamerika illegal ist.

„Wer sündigt, die Gesellschaft oder die Prostituierte?“ Das fragen sich die Nonnen im traditionellen hellgrauen Habit mit weißer Haube oft. Ein Freier will nicht zahlen und sticht das Mädchen in einer Kneipe nieder. Polizisten schleppen das blutende Kind weg und liefern es im Knast ab, den Mann lassen sie in Ruhe.

Die Polizei ist der Feind aller Straßenkinder – in ganz Lateinamerika. Die Staatsdiener saugen die Schwächsten



Bande vom Tomas-Edson-Platz in São Paulo: Bequeme Opfer

unter den Armen regelrecht aus, denn in all diesen Ländern werden Polizisten miserabel bezahlt.

Viele Jugendliche gehen zur Polizei, so erklärt der Leiter der Polizeiakademie in Rio, Jorge da Silva, in der Meinung, „sie können dann straflos gegen Gesetze verstoßen“. Straßenkinder und Polizisten gehören derselben Subkultur an, oft verbindet sie ein Kontrakt. Gegen eine Beteiligung am Gewinn läßt der Polizist in seinem Revier ein paar Minderjährige stehlen. Oder er gibt konfiszierte Drogen an Straßenjungen zum Weiterverkauf.

Doch die Kinder bleiben der Willkür der Ordnungskräfte ausgesetzt: Liefern sie zuwenig Schutzgeld ab, müssen sie Schläge oder schlimme Mißhandlungen

erdulden. Die Beamten bringen sie mit einer erfundenen Beschuldigung hinter Gitter. Wer zuviel weiß, wird einfach umgebracht – „queima de arquivo“ (Archivverbrennen) nennt sich das im brasilianischen Jargon.

„Bei uns findet ein Krieg ohne Kriegserklärung gegen die Straßenkinder statt“, sagt der Franziskaner-Pater Márcio de Araujo Terra anklagend, der in Rios Favela Cantagalo eine Gruppe obdachloser Jugendlicher betreut. Einer seiner Schützlinge wurde schon ermordet, die anderen müssen seit dem Tod ihres Freundes fürchten, ebenfalls Opfer zu werden. Das ist das Berufsrisiko aller Straßenkinder in Brasilien.

„Ich bin müde geworden, die Toten zu zählen“, sagt Wolmer do Nascimento,

Koordinator der Nationalen Bewegung der Straßenkinder. Im Januar 1987 hatte er begonnen, die Namen aller Toten aus Duque de Caxias, einem der gewalttätigsten Slums am Rande von Rio, in roten Lettern an die Wand zu schreiben. Die Liste in dem Haus, das ihm der Bischof für seine Arbeit mit Straßenkindern überließ, bricht im September 1988 ab. Nach jeder Anzeige sei eine Racheaktion gefolgt.

Den „Krieg gegen die Kinder“, den staatliche und selbsternannte Ordnungshüter führen, hat der brasilianische Journalist Gilberto Dimenstein dokumentiert*. Er registriert einen regelrechten „Auslöschungsprozeß“ an herumvagabundierenden Minderjährigen, „eine Politik, die breite Unterstützung in der Gesellschaft findet“.

Überall im Land engagieren Bürger, die Angst haben, ihr Auto, ihren Schmuck oder ihr Videogerät an kleine Räuber zu verlieren, Sicherheitstrupps. Diese „justiceiros“ (Stifter der Gerechtigkeit, wie sie sich selbst sehen) sind Polizisten außer Dienst. Oder auch solche, die nebenbei ihr Gehalt aufbessern wollen.

Keiner wolle, daß die Kinder sterben, verteidigt sich ein Geschäftsinhaber aus São Paulo, der eine Killergruppe bezahlt. „Die Polizei nimmt sie fest, doch der Jugendrichter muß sie wieder freilassen. Mein Geschäft ist weiterhin bedroht. Habe ich etwa kein Recht, ein Geschäft zu betreiben?“

Mit Leistungsdruck begründet ein ehemaliger Mitarbeiter eines Sicherheitstrupps in Rio die Morde: „Es hilft nichts, den Banditen eine Tracht Prügel zu verpassen, sie kommen immer wieder. Wer nicht dafür sorgt, daß sie verschwinden, verliert seinen Job.“

Weit davon entfernt, die Städte sicher zu machen, erhöhen die Todesschwadronen jedoch nur die Kriminalität. „Es sind Parallelheere, die für Geld töten“, sagt Dimenstein und beschreibt, wie diese Organisationen sich verselbständigen und zu grandiosen Verbrecherringen werden.

Zwischen 1985 und 1991 wurden in Rio 2242 Kinder ermordet, meldete die Menschenrechtsorganisation Ceap an Amnesty International. Hauptstadt der Todesschwadronen ist Recife.

Im nordbrasilianischen Staat Maranhão, so fanden Menschenrechtler heraus, arbeitet diese Mordmaschine schon nach dem Prinzip von Versteigerungen: Geschäftsleute nennen die Kinder, deren Beseitigung sie wünschen, Killer machen ihr Angebot.

Die Brutalität erinnert an die Tradition der Militärdiktatur, die in Brasilien erst 1985 zu Ende ging. „Nach 25 Jahren

* Gilberto Dimenstein: „A guerra dos meninos“. Editora brasileira. São Paulo; 1990.



Schützlinge von Ademilson und Roberta beim Basteln (in Recife): Die Kinder wählen ihre Regierung

Diktatur hat unsere Gesellschaft den Sinn für Skandalöses und für Würde verloren“, analysiert der Soziologe Herbert de Souza die Gewaltneigung seiner Landsleute. Die Elite des Landes sei „phantastisch unsensibel“, es fehle ihr jeglicher Respekt vor dem „Wert eines Lebewesens“.

Damals, in den Zeiten der Repression, hatten Polizisten raffinierte Foltertechniken erlernt, die sie heute bei Kindern anwenden, um ihnen Geständnisse abzupressen oder bloß um ihren Sadismus zu befriedigen. So weisen die Leichen von Straßenkindern fast immer Folterspuren auf – in Recife sind sie ganz besonders makaber zugerichtet mit ausgestochenen Augen, abgeschnittenen Genitalien, aufgeschlitzter Kopfhaut, Verbrennungen.

Bislang konnten in Brasilien Kinderquäler und -schlächter darauf zählen, straffrei auszugehen. Die Polizei hatte kein Interesse, gegen Todesschwadronen zu ermitteln, denen Kollegen angehören. Untersuchungen versickerten. Anklagen kamen schon deshalb schwer zustande, weil die Zeugen der Greuelthaten meist aus Angst um ihr Leben schweigen.

In Peixinhos, einem Armenviertel von Recife, wurden am 4. September vergangenen Jahres die Brüder Cristiano, 16, und Elias da Silva, 17, im Morgengrauen von drei bewaffneten Männern aus dem Haus der Mutter gezerrt. Tags darauf tauchten ihre Leichen auf, durchsiebt von Blei, mit Zigarettenbrandlöchern, gefesselt, Finger und Penis abgeschnitten. Bis heute hat niemand Anzeige erstattet, noch wurde ei-

ne Untersuchung der Morde angeordnet. „Wenn ich die Täter anzeige, führt das zu nichts“, sagt die Mutter, „sie waren nur Straßenkinder.“

Die „impunidade“, Straffreiheit der bewaffneten Ordnungshüter, ist ein in Lateinamerika weitverbreitetes Übel. Militärdiktaturen in jüngster Vergangenheit trugen dazu bei, den Uniformierten nahezu unbegrenzte Macht für Übergriffe einzuräumen. Die Ordnungskräfte gerieten außer Kontrolle

und blieben bis heute Staat im Staat.

In Brasilien zumindest zeigen jetzt die Veröffentlichungen über das Treiben der Todesschwadronen erstmals Wirkung. Besonders die Anklage von Amnesty brachte die Regierung unter Druck. Präsident Collor de Mello erklärte die Kinder zur „nationalen Priorität“ und verlieh seinem Gesundheitsminister Alceni Guerra den Zusatztitel eines Ministers für Kinder. Doch die neue



Verhaftung eines Straßenjungen in São Paulo: Polizeilicher Willkür ausgeliefert



Häftlinge im Untersuchungsgefängnis von Recife: Leicht abduschbar wie ein Raubtierkäfig

Behörde hatte nur einen einzigen Beamten, der im Mai dann auch noch abberufen wurde.

Die Regierung Collor hat größte Mühe, den schlechten Ruf der bisherigen Jugendpolitik vergessen zu machen. Denn bislang beschränkte sich der Staat, wie in Lateinamerika üblich, darauf, die Kinder in Besserungsanstalten wegzusperren.

Im Oktober vergangenen Jahres setzte die Regierung unter viel Werberummel ein neues Gesetz in Kraft. Es soll die Rechte der Kinder besser wahren. Zunächst jedoch hat das Kinderstatut die Gewalt ansteigen lassen, stellten Betreuer von Straßenkindern fest. Die Killer mordeten nun erst recht, um zu zeigen, wie wenig sie auf verbrieft Rechte geben. „Weder die Bevölkerung noch die Justiz ist im Moment auf das Gesetz zugunsten der Kinder vorbereitet“, sagt Jaime Benvenuto, Anwalt aus Recife, der mit seiner Organisation Gajop soziale Randgruppen vertritt.

Im Cap von Recife, einer Art Untersuchungsgefängnis, wo die Polizei verhaftete Jugendliche abliefern, sitzen statt ehemals 200 zur Zeit nur 30 Kinder ein, meist Rückfällige mit üppigem Vorstrafenregister. Eigentlich sollten nach den neuen Vorschriften die Kinder nur 24 Stunden hier bleiben und dann entweder freigelassen oder in eine Anstalt für minderjährige Kriminelle weitergeschickt werden.

Doch wegen Personalmangels dauert die Entscheidung oft monatelang. In einer Zelle, leicht abduschbar wie ein Raubtierkäfig, dösen die Häftlinge mit einem Wärter in den Nachmittag. Schmale 12jährige, geduckt hinter 18jährigen, die so aussehen, als könnten sie die Gitterstäbe mühelos auseinanderbiegen. Morgens dürfen die Jungen in der Betonarena Fußball spielen oder zwei Gemüsebeete beharken.

Im vergangenen Jahr wurden 1,5 Millionen verlassener brasilianischer Kinder in offenen oder geschlossenen Anstalten aufbewahrt – dafür verschlang die Jugendbehörde 2,5 Milliarden Mark. Hinausgeworfenes Geld.

„Wir brauchen nur 500 Cruzeiros (2,50 Mark) pro Tag für jedes Kind“, sagt Ademilson do Nascimento. Mit Eis am Stiel haben der Schwarze und seine Frau Roberta in Recife schon viele Jungen und Mädchen aus dem Elend geholt. In Casa Amarela, einem proletarischen Viertel, begannen die beiden Lehrer 1983 mit sechs Straßenkindern, denen sie ihr Haus und ihren Kühlschrank zur Verfügung stellten.

Während das Eis für den Straßenverkauf froh, bekamen die Kinder Unterricht. Inzwischen kommen täglich 100 Kinder ins CAMM (Zentrum zur Unterstützung von Minderjährigen und Frauen). Neben Eis stellen sie auch Tonschüsseln her, die sie mit Blumen aus dem projekteigenen Garten bepflanzen.

Die Mädchen nähen Kleider, Jungen basteln Holzspielzeug. Das Zentrum hat einen kleinen Laden, nimmt auch feste Aufträge an.

Mit Geldern von Terre des Hommes konnte das Ehepaar ein Hanggrundstück erwerben und mit den Kindern mehrere kleine Häuser bauen: einen Schulraum, Küche und Eßsaal, Werkstätten, einen Schlaftrakt und Ställe für Schweine und Hühner.

„Wir machen kein Projekt für Kinder, sondern mit Kindern“, sagt Ademilson. Die Mädchen und Jungen lernen, selbst Verantwortung zu übernehmen, sie wählen eine „Diretoria de menino“, eine Kinderregierung.

Doch Kinder, die in solch einem Projekt Aufnahme finden, sind Privilegierte. Sämtliche Hilfsprogramme der Sozialbehörden, Kirchen oder von privaten Organisationen vermögen nur einige wenige aus der Gosse zu retten. Das Problem der Straßenkinder lösen sie nicht.

Die übrigen verkommen. Eine Diskussion über Schwangerschaftsabbruch findet in diesen Ländern, die sich als Bollwerk des Vatikans verstehen, nicht statt, sagt eine Sozialarbeiterin aus Recife, „das ist und bleibt verboten“. Doch was sei das Schicksal der Straßenkinder schon anderes als „eine gesellschaftlich tolerierte Form der Abtreibung unerwünschter Kinder nach der Geburt?“